

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.


Juni 2003

 EDITORIAL Seite 2


---

 KULTURKAMPF Seite 3


---

 VERKEHR Seite 10

---

 ÜBERLAND Seite 15

---

 GEKAUFT! Seite 19

---

 AUTOREN / KONTAKT Seite 24

---

## **Wir wissen es auch nicht,**

liebe Leserinnen und Leser, was wirklich gut ist für diese Stadt:  
brauchen wir ein "Spaßbad" in Drewitz, soll der Badespaß im Neuen  
Garten aufhören, was wird uns der Schlossspaß am Alten Markt kosten,  
und hört der Spaß auf, wenn ein verklemmter Ex-Oberstleutnant mit  
Spendermillionen der Kirche vorschreiben möchte, was diese im  
Garnisonkirchenturm künftig veranstalten darf?

Wir wissen nur eins: Streit ist allemal besser als gepflegte Langeweile.  
Also, mischen Sie sich ein, lassen Sie die Fetzen fliegen.

Einen hitzigen Sommer wünscht

**Die Redaktion**

## Federfächerdächer für alle!

Für schwache Minuten

Von M. Gänsel

Nö, ich mag mich nicht mehr aufregen. Lassen Sie mal, das passt schon. Nö, ist ok so... Ich sag nix, wenn der Ivan Nagel den Alfred-Kerr-Preis des Berliner Theatertreffens an Fritz Haberlandt verleiht und kaum erwarten kann, dass sie „der Schiller’schen Jungfrau, den Mariannen und Karolinen von Horváth, der Shen Te und der Schlachthof-Johanna von Brecht ihr schlankes und kräftiges Paar Beine schenkt.“ Wenn derselbe derselben etwas „Querköpfiges im wörtlichen, physiognomischen Sinne“ attestiert. Soll doch Fritz was sagen – mir is wurscht. So schöner Sommer jetzt, schon paar Entenkinder in den Parks, nö, das ist schon alles ok so.

Was bringt’s denn, ich meine, ob Sie nun ausflippen oder Schmidts Hund bellt... Solln die doch die Tabaksteuer erhöhen, aber schrittweise, und dies mit der Begründung, dass weniger Leute aufhören würden zu rauchen, wenn das so peu à peu ginge... Solln die doch zwanzig Euro für die Schachtel verlangen – mir egal... Ich steh noch rauchend in der Ecke, wenn der letzte Alkoholiker in die Notaufnahme kommt. Nö, passt schon alles, ich mein – es ist ja nun mal, wie es ist...

Die ersten Sonnensontage in Potsdam sind sooo schön, ich meine, da muss man auch mal alle Fünfe grade sein lassen können... die Uni kümmert sich jetzt um die Motten-Kastanien am Grünen Gitter, ein Kaufhaus wird es bald geben und is doch fein, dass der Private Banking Bereich in der Deutschen Bank wieder weg ist... Alles prima, alle gleich... na ja, wenn wir in der hippen Mitte bei dem geilen Italiener essen, sind wir ein bisschen gleicher, aber ich seh das alles wirklich ganz geschmeidig.

Dass alle schlechte Laune haben und jeder nur an sich denkt: Das find ich nicht, da muss man auch mal genauer hinsehen... wenn so die Sonne scheint jetzt, ich mein, da sind doch alle irgendwie bisschen netter, lächeln auch mal usw. – solange ihnen keiner an den Karren pinkelt... sicher, am Abend unter der Woche, da fährt man besser nicht mit den Öffentlichen, da siehste halt verdammt viele verdammt müde Leute. Die haben Arbeit hinter sich, einen Tag voll, die schweigen und starren leeren Blicks nach unten. Die haben bestimmt auch Angst usw. – aber nee, das darf man nicht überbewerten, der Herr Schröder hat ja auch das mit dem Erfolg gesagt, wie ging das: „Erfolg braucht Arbeit.“ Mein Gott, ging das wirklich so... nee, nee...

Die Stockenten-Mama an sich hat ja einen Spitzentrick drauf: Wenn die Sonne so prallt wie dieser Tage und es echt hitzig wird für die Kleinen, stellt sie sich graden Fußes hin. Ein paar der kleinen Wuschelknollen passen untern Bauch und zwischen die Füße, weil es aber dieses Frühjahr acht Stück sind, wird der Schattenplatz bissel eng. Was macht Mama? Sie spreizt die Federn, die sie sonst unterm Schwanz versteckt, halblange sehr schicke Federn, die bei Vögeln nur im Spiel oder beim Sex zu sehen sind. So entsteht ein veritables Sonnendach, das von den kleinen Rackern gern genutzt wird. Umgehend wird sich unterm Federfächer gesammelt und gepennt, vier Stück passen dicke hin. Vierhundert Touristen und ich sind gerührt.

Die kleinen Dinge im Leben, lieber Leser... nee wirklich, das passt schon... ein Essen mit Freunden, ein schönes Theaterstück noch vor der Sommerpause, ein Erdbeereisbecher auf der Brandenburger Straße. Oder die Zettel, die Putzleute ihren Auftraggebern hinterlassen und die das Magazin der SZ netterweise gezeigt hat, damit wir schmunzeln und auch ein bisschen gerührt sind, das hakelige Deutsch usw. – die Forderung nach mehr Lappen. Ich

kenne keinen, der putzen lässt, aber ich kenne einen Akademiker, der putzt. Ein Zettel von ihm war da allerdings nicht dabei, wahrscheinlich schreibt er nicht per Hand, aber ist auch wurscht... Alles ok, wunderbar, und ein bisschen Lächeln, ich mein, das kostet doch nix. Was soll die Aufregung, ist doch alles prima so weit...

Und sehen Sie: Das Thema Effenberg ist schon LÄNGST wieder vom Tisch.

© POTZDAM 2003 – M. Gänsel

| KULTURKAMPF |

## Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

### Köche aus Österreich!

Ihr seid schon ein geschlagener Berufsstand. Das einzige, was aus eurer Alpenrepublik über österreichische Gourmetfreuden nach außen dringt, ist der berüchtigte Kaiserschmarren. Sonst weiß der Auswärtige eigentlich nicht, was ihr so in euren Töpfen und Kasserollen zu köcheln habt.

Deswegen waren wir dankbar, dass die österreichische Sektion von 3SAT endlich das Geheimnis, was der Österreicher an sich noch gerne verspeist, gelüftet hat und – siehe da: Es ist Wildbret! Hasen, Hirsche, Gamsen, Wildschweine, nichts ist dem Österreicher zu wild, als dass er es nicht verdauen könnte. Toni Mori, bei Österreichern und 3SAT gleichermaßen Antwort auf Alfred Biolek, also Starkoch von Gottes Gnaden, brachte es sogar fertig, uns, die wir doch das ordinäre Zuchtschweinwürstchen über alles lieben, die Vorzüge einer intensiven Bejagung und eines expressiven Verzehrs der heimischen Tierwelt näher zu bringen: „Wild iss lecker, saftig und es hat noch eine schöne Nebenwirkung! Wildbret machts gscheiter! Ja, weil im Wild dös iss nähmlich ähm..., weil dess Wild hat ja ähm..., jedenfalls macht Wild klüger!“

Glauben wir dir ja gerne, lieber Toni Mori, Wir ersparen uns jetzt auch den Witz von wegen, da solltest du aber jeden Tag mindestens zwei bis drei Auerochsen verspachteln.

### Wolf Wondraschek!

Früher begann der Tag mit einem Schuss, du schriebst Bücher wie „Menschen, Orte, Fäuste“ und konntest dich in der Sonne, die jedem intellektuellem Macho auf den Schwanz scheint, suhlen. Aber die Zeit holt bekanntlich jeden ein, und so war es nur folgerichtig, dass du deinem matschhirnigen Freund Graciano Rocky etc. bei seinem letzten Kampf das letzte Geleit gabst.

Dass deine Zeit noch abgelaufener ist als die deines Boxerfreundes, war uns schon klar, als du ausgerechnet Waldemar Hardtmann ein Interview gabst. Traurig aber empfanden wir deine Weigerung, nun wenigstens auch in offener Altersdummheit à la Stefan Effenberg zu leben. Nein, du musstest, ganz der alte intellektuelle Penisträger, Hardtmann mit „Boxen ist die schnellfüßigste Äußerung des menschlichen Verstandes!“ von deiner immer noch ungebrochenen Potenz überzeugen. Natürlich verstand Waldi sofort, schließlich braucht sein Schwanz Eierschaukeln und Viagra genau so nötig wie deiner.

Ehrensache, dass du dann mit dem Sportstudiolaffen noch so richtig über den anschließenden Frauenboxkampf lachen konntest. „Also, da sag ich mal lieber nichts zu.“

Richtig Wolf! Frauen und Verstand, das geht gar nicht zusammen. Wenn schon Frauenboxen, dann wenigstens oben ohne, damit das Ding zwischen deinen Beinen in der Erinnerung an alte präfeministische Zeiten den Versuch eines Aufstandes unternehmen kann.

Vielleicht begann der Tag früher mit einem Schuss, lieber Wolf, doch jetzt, ist er dein ständiger Begleiter.

Glauben wir dir ja gerne, lieber Toni Mori, Wir ersparen uns jetzt auch den Witz von wegen, da solltest du aber jeden Tag mindestens zwei bis drei Auerochsen verspachteln.

© POTZDAM 2003

| KULTURKAMPF |

## Fahrstuhl zum Schafott

Randalierende Rentner in öffentlichen Gebäuden

Von P. Brückner

Trotz der unsicheren Weltlage leben wir, die wir im Herzen Europas leben, im Glauben an Recht, Ordnung und die innere Sicherheit. Manchmal empfinden wir die Allgegenwärtigkeit der Staatsmacht sogar als lästig, etwa wenn wir nur mal eben in die Post gelaufen sind und beim Zurückkommen den Strafzettel unter dem Scheibenwischer unseres Autos finden. Oder wenn uns auf dem Bahnhof durch ein freundlich bestimmtes „Wenn Sie hier rauchen krieg ich 25 Euro!“ gar keine Chance gelassen wird, Frieden und Ordnung nur ein klein wenig zu unterlaufen.

Wir leben in einer sicheren Welt – glauben wir.

Die Größe dieser Selbsttäuschung wird uns immer erst in Grenzsituationen bewusst, aber die lauern hinter jeder Ecke.

Nehmen wir zum Beispiel einen Fahrstuhl. Wildfremde Menschen drängen sich freiwillig auf engstem Raum zusammen, nur um sich das Treppensteigen zu ersparen. Niemand darf beim Benutzen des Aufzugs miteinander sprechen, alle müssen betont gelangweilt in die selbe Richtung schauen, jeder Blickkontakt mit Mitfahrenden ist zu unterlassen. Noch einmal: Man spricht nicht, man blickt niemandem direkt in die Augen – und lachen darf man schon gar nicht.

Hält man sich nicht an diese Regeln, wird selbst so eine simpel erscheinende Sache wie Fahrstuhlfahren schnell ein Ritt auf des Messers Schneide! Wortwörtlich:

Ins dritte Stockwerk soll es gehen. Eben ist wieder eine der schnellen Zwischendurchzigaretten durch unsere Lungen gewandert, beschwingt wollen wir an unseren Arbeitsplatz in nämlicher Etage zurück. Heute ist ein sonniger Tag und die Arbeit erledigt sich fast wie von selbst. Das Nikotin trägt ein übriges dazu bei, uns in launige Stimmung zu versetzen, und auch die kleine Ewigkeit, die der Fahrstuhl für den Weg von der Dritten ins Erdgeschoss benötigt, macht uns heute nichts aus. Als er ankommt, ist er nicht leer. Die Frau steigt jedoch nicht aus, sie will wohl in die im Untergeschoss liegende Tiefgarage. Macht nichts, wir steigen schon einmal ein. Kurz bevor sich die Türen mit einem leicht metallischen Seufzen schließen, schlängelt sich noch ein Pensionär herein. Er will wahrscheinlich in den im Zweiten residierenden Seniorenclub.

„Jetzt müssen sie alle erst einmal in den Keller.“ bemerkt die Frau launig.

„Das macht uns nichts.“ Lächeln wir zurück.

Der Rentner bleibt auffallend einsilbig.

„Ich hab jetzt Feierabend und Sie noch nicht!“, foppt uns die Frau mit einem kleinen Lachen in den Augen.

„Ja, aber wir lassen Sie in der Garage einfach nicht aus dem Fahrstuhl.“, frotzeln wir zurück.

„Ach so welche sind sie?“, die Frau spielt die Erschrockene. „Na aber ich habe hier ja einen Beschützer.“ Lächelnd legt sie ihre Hand auf den Arm des Rentners.

„Genau!“ richtet sich dieser plötzlich auf volle Größe auf und wirft sich in die magere alte Männerbrust. Es sieht ein wenig anrührend, aber um vieles mehr komisch aus, als er versucht eine fast vergessene Beschützerpose einzunehmen. Die Frau und wir lächeln ein wenig in uns hinein. Ein Kopfnicken, dann entschwindet die Frau in den Gängen der Tiefgarage, die Türen schließen sich mit dem gewohnten Geräusch. Nun geht es nach oben.

„Solche Stichlinge schaff ich doch allemal!“

Wir brauchen ein wenig, aber als es zu uns durchdringt, dass der Rentner uns eben mit diesen zwar schönen aber doch eben Fischen verglichen hat, bricht sich das Lachen seine Bahn.

„Ihr werdet schon sehen!“, knurrt uns der Ruheständler an und zieht etwas aus der Tasche. Was uns still werden ließe, wären wir nicht so sehr mit Kichern beschäftigt.

Ein Messer. Zwanzig Zentimeter Stahl blitzen in seiner Hand und wollen doch so gar nicht gefährlich aussehen. Vielleicht liegt das aber auch nur an einem weiteren, jetzt hysterisch zu nennenden Kicheranfall, der uns packt.

„Ich kann mich verteidigen, ich hab im Weltkrieg das Töten gelernt!“ Der messerbewehrte Senior scheint um die Ambivalenz seiner Handlung zu wissen, will nun aber keinen Schritt zurückweichen. Wir sind ihm gänzlich ausgeliefert, denn das Kichern will und will nicht verschwinden.

Bevor es jedoch zu einer blutigen Messerstecherei im Aufzug kommt, pingt dieser und öffnet seine Tür. Zweiter Stock, Seniorentreff. Mechanisch steigt unser Messer-Opa aus und lässt im Gehen die Klinge zurück schnappen. Es ist das gleiche Geräusch wie das der Etagentür, die hinter ihm zurück ins Schloss fällt.

Ein letzter Lachanfall drängt unsere Kehlen empor, dann sind wir im Dritten. An Arbeiten ist die nächsten 20 Minuten nicht zu denken. Andauernd gehen wir in den Flur und erwarten dort schreiende, blutüberströmte Senioren zu finden. Hingeschlachtet von einem, der es nicht ertragen konnte, beim „Mensch ärgere dich nicht“ zu verlieren. Aber nichts passiert. Jedenfalls heute nicht!

Wir haben uns vorgenommen, mehr für die Innere Sicherheit zu rauchen. Und in Zukunft wollen wir lieber die Treppen nehmen. Doch das ist so anstrengend wegen der vielen Zigaretten.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

## „Dem Krieg gegenüber nicht fühllos bleiben...“ (1)

Aus den Untersuchungen zum „Fürsten“ von Machiavelli

Von Marco Schicker

Friedrich schrieb den „Antimachiavell“ 1739/40 auf Schloss Rheinsberg, kurz vor Beginn seiner Regierungszeit als König von Preußen. Er ist die Entgegnung auf Niccolò Machiavellis „Das Buch vom Fürsten“ aus der Mitte des 16. Jh und die erste ausführlichere Beschäftigung des jungen Monarchen mit der Thematik des Absolutismus, die in regem Austausch mit Voltaire entstand und natürlich vor allem auch in eigener Sache und immer vom Standpunkt des Herrschers aus verfertigt worden ist.

Dennoch sind in dem Schriftstück schon die Tendenzen der Aufklärung und des Verantwortungsgefühls enthalten, die den späteren Ruf vom „Philosophen auf dem Thron“ begründeten. Friedrich war kein Pazifist. Sein Reich fußte auf Eroberungen und militaristischer Überlegenheit nach innen und außen, ja er zählte Angriffskriege als Prävention durchaus zu einem legitimen Mittel von Politik: „Es ist also besser, daß ein Fürst sich in einen Angriffskrieg einläßt, solange er noch Herr ist, die Wahl zwischen dem Ölzweig und dem Lorbeerzweig zu treffen, ...“. Doch gerade deshalb findet eine Betrachtung seiner Ansichten heute, wenn auch hier nur in kurzen Auszügen, einen berechtigten Platz. Ermahnen seine Worte nämlich sehr deutlich, dass Machtausdehnung und Kampf zum Wohle seines Volkes als Gründe für einen solchen Angriffskrieg nicht genügen, sondern nur und ausschließlich die unmittelbare und unausweichliche Bedrohung, die weitreichenden Risiken eines solchen Krieges rechtfertigen. Risiken, die für die Zeit nach ihm, seinen Nutzen übersteigen werden, wie er an anderer Stelle betont. Das Verlassen eben dieser Grundsätze hat später ganz Europa in den Abgrund gerissen und Preußen, das Werk Friedrichs, vernichtet.

Besonders eindrücklich sind in den gefundenen Textstellen zudem auch die Anforderungen, die Friedrich an den Charakter eines „Fürsten“ stellt und seinen Umgang mit der Öffentlichkeit und den Untertanen.

Mögen die ausgewählten Stellen dem bewegten Leser vielleicht nur Bestätigung sein, so sind sie im Lichte des aktuellen Krieges und in der Unmöglichkeit der Vorausschau seiner ferneren Konsequenzen doch geradezu erschreckend aktuell.

Erschreckend vor allem auch, wenn man nüchtern konstatiert, dass ein durchaus kriegerischer, europäischer Herrscher des 18. Jh., aus dem „alten Europa“, mehr Weitblick, Verantwortungsgefühl, ja mehr Moral und Menschlichkeit besaß, als der fast demokratisch gewählte Kriegsfürst aus „Gottes eigenem Land“, auf den sich heute unsere fassungslosen Augen richten.

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

**„Dem Krieg gegenüber nicht fühllos bleiben...“ (2)**

Aus den Untersuchungen zum „Fürsten“ von Machiavelli

Von Friedrich II. von Preußen

**Über das eroberte Land...**

„Sie, Machiavelli, sagen, ein Fürst solle ein freies, eben erobertes Land zerstören, um es sicherer zu beherrschen; aber beantworten Sie mir doch diese Frage: Zu welchem Zweck hat er denn überhaupt diese Eroberung gemacht? Sie werden mir sagen, das habe er getan, damit er seine Herrschaft vergrößere und seine Gewalt steigere. Das wollte ich hören, möchte ich Ihnen doch beweisen, daß er, wenn er ihre Grundsätze befolgt, das ganze Gegenteil erreicht; denn für diese Eroberung entstehen ihm große Kosten, und er zerstört das Land, das ihn für seine Geldverluste entschädigen könnte. Sie werden mir doch zugeben, daß ein verwüstetes Land dadurch, daß ein Fürst es an sich bringt, diesen nicht mächtig macht. Ich bin der Meinung, daß ein Monarch, der die weiten Wüsten Lybiens oder von Barka besäße, kaum zu fürchten wäre, und daß eine Million Panther, Löwen oder eine Million Untertanen, reiche Städte, fleißige Bürger (...) und alles, was ein volkreiches Land hervorbringt, nicht aufwiegt. Jedermann wird zugeben, daß die Stärke eines Staates keineswegs von der Ausdehnung seiner Grenzen abhängt (...).“

**Über Bündnisse und Verträge...**

„Machiavelli meint, ‘daß ein Fürst, der ein ausgedehntes Land beherrscht und somit über viel Geld und viele Truppen verfügt, sich auf seine eigenen Kräfte stützen kann und gegen die Angriffe seiner Feinde keiner Hilfe seitens eines Verbündeten bedarf’. Dem wage ich zu widersprechen; ich sage sogar darüber hinaus und unterstreiche, daß ein noch so gefürchteter Fürst, allein auf sich gestellt, mächtigen Feinden keinen Widerstand leisten könnte und zwangsläufig der Hilfe einiger Bündnispartner bedarf. (...) Man sagt, und ohne viel nachzudenken, sagt man immer wieder, Verträge seien unnütz, da man fast niemals alle ihre Bedingungen erfülle und in unserem Jahrhundert im bezug auf sie nicht gewissenhafter sei als in jedem anderen. Denen, die so denken, antworte ich, daß ich gar kein Zweifel hege, daß sie Beispiele aus früherer Zeit und sogar ganz neue von Fürsten finden können, die ihren Verpflichtungen nicht haargenau nachgekommen sind, daß es jedoch noch immer sehr vorteilhaft ist, Verträge abzuschließen. Die Verbündeten, die man für sich gewinnt, verringern zahlenmäßig die Feinde, die man sonst hätte. (...) In den krisenhaften Zeiten, in denen man über Bündnisse verhandelt, müssen kluge Fürsten noch wachsammer als sonst sein. Es ist dann nötig, daß sie mit aller Aufmerksamkeit die Dinge, die sie versprechen müssen, überdenken, damit sie später auch ihren Verpflichtungen nachkommen können.“

**Über Republikanische Gesinnung und die Todesstrafe...**

„Republikanische Gesinnung schöpft, wenn sie ihre Freiheit bis zum äußersten verfißt, aus allem, was ihr Fesseln anlegen könnte, Verdacht und lehnt sich schon gegen den bloßen Gedanken an einen Gebieter auf. Man kennt Völker in Europa, die das Joch der Gewaltherrschaft abgeschüttelt haben, um sich der Unabhängigkeit zu erfreuen; man kennt aber keine, die als frei gewesene sich freiwillig einem Sklaventum unterworfen haben. (...)

Niemals wird man wirklich freie Republikaner dazu bewegen, sich einen Herrn, und sei es der beste, zu geben; denn immer werden sie einem entgegen: Es ist besser, von Gesetzen



abzuhängen als von der Laune eines einzelnen Mannes.

Das wertvollste Gut, das den Fürsten anvertraut ist, ist das Leben ihrer Untertanen. Ihre Macht ermächtigt sie, Todesurteile auszusprechen oder Schuldige zu begnadigen. (...)

Die guten Fürsten betrachten diese vielgepriesene Macht über das Leben ihrer Untertanen als die schwerste Last. Sie wissen, daß sie Menschen sind wie die, über die sie richten müssen; sie wissen, daß Schäden, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen in dieser Welt wiedergutmacht werden können, daß aber ein übereiltes Todesurteil ein nicht wiedergutzumachender Fehler ist. (...) Machiavelli behandelt derart gewichtige, ernste und bedeutsame Dinge, als wären sie Kleinigkeiten. Bei ihm zählt das Leben der Menschen nichts; der Zweck, dieser einzig von ihm angebetete Gott, zählt alles.“

### **Über den Umgang mit der Öffentlichkeit...**

„Der Lehrer der Tyrannen wagt es, zu behaupten, die Fürsten könnten die Menschen durch Verstellungskunst täuschen: hier will ich ihn in die Enge treiben. Es ist bekannt, in welchem hohem Maß die Öffentlichkeit neugierig ist; sie ist ein Wesen, das alles sieht, alles hört und alles was es gesehen und gehört hat, weiterträgt. (...) Daher sind die Fürsten mehr als alle anderen Menschen dem Urteil und der Einschätzung der Mitwelt ausgesetzt, sie sind gleichsam Gestirne, auf die ein Volk von Astronomen seine Fernrohre und Höhenmesser gerichtet hält. (...) Mit einem Wort, sowenig die Sonne ihre Flecken verdecken kann, sowenig vermögen die großen Fürsten ihre Mängel und die Tiefe ihres Wesens vor den Augen so vieler Beobachter zu verbergen. Selbst wenn ein Fürst eine Zeitlang seine Mißgestalt durch Verstellungskunst wie mit einer Maske verdecken würde, wäre es ihm doch nicht möglich, diese Maske beständig beizubehalten, ohne sie hin und wieder mal zu lüften; und so ein Umstand allein kann genügen, um den Neugierigen Genüge zu tun. List und Verstellung werden sich also auch vergebens auf die Lippen dieses Fürsten halten; Ausflüchte in seinen Reden und in seinen Taten werden ihm nichts nützen. (...)

Ich spreche in diesem Augenblick nicht von der Ehrlichkeit und auch nicht von der Tugend; fasse ich aber nur das Interesse des Fürsten ins Auge, möchte ich sagen, sich betrügerisch verhalten und die Welt hinter das Licht führen ist für sie eine sehr üble Politik: sie brauchen nur einmal zu betrügen, und schon büßen sie das Vertrauen aller Fürsten ein.“

### **Über die Fürsten...**

Es gibt zwei Arten von Fürsten in der Welt: solche, die alles mit eigenen Augen sehen und ihre Länder selbständig regieren; und solche, die sich auf die Treue ihrer Minister verlassen und sich von ihnen, die Einfluß auf ihr Denken gewonnen haben, regieren lassen. (...) Die Herrscher der zweiten Art sind zufolge Mangels an Geist oder einer in ihrer Natur liegenden Trägheit in eine lethargische Trägheit abgesunken. (...) Es folgt aus allem, daß der Fürst, weit davon entfernt, absoluter Herrscher über die Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, selber nur deren erster Diener ist.“

### **Über die Schrecken des Krieges...**

„Die Welt wäre sehr glücklich, wenn es noch andere Mittel als das der Verhandlungen gäbe, um Gerechtigkeit walten zu lassen und Frieden und Eintracht unter den Nationen herzustellen. Man würde Vernunftgründe an Stelle der Waffen sprechen lassen und sich im Wortstreit zusammenzufinden, statt sich gegenseitig umzubringen. (...)

Ich bin überzeugt, daß die Monarchen, sähen sie im Bild vor sich wahr und getreu das Elend, in das allein eine Kriegserklärung die Völker stürzt, dem Krieg gegenüber nicht fühllos blieben. Ihre Einbildungskraft reicht nicht aus, um sich wahrheitsgetreu die Leiden vorzustellen, die sie selbst nie erfahren haben und vor denen ihr Stand sie schützt. Wie können sie sich die Abgaben vorstellen, die die Völker drücken, den Verlust an jungen Leuten, den die Rekrutierung in einem Land mit sich bringt, die ansteckenden Krankheiten, (...) den Schrecken der Schlachten und die noch mörderischeren Belagerungen, den Jammer der Verwundeten, die das feindliche Schwert einiger ihrer Gliedmaßen (...) beraubt hat, den Schmerz der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verloren haben, den Verlust so vieler für den Staat so nützlicher Menschen, die der Tod vor der Zeit hinweggerafft?

Ich erkühne mich, als Verteidiger der Menschheit gegen dieses Ungeheuer, das sie austilgen will, aufzutreten, wage es, gegen Betrug und Verbrechen die Vernunft und die Gerechtigkeit ins Feld zu führen (...).“

© POTSDAM 2003 – Auswahl: Marco Schicker

| VERKEHR |

## Halt dich fest, Marie!

Besen mit dem Bus vertauscht

Von Mathias Deinert

Allen sind sie schon einmal aufgefallen, denn sie sind die Kühler- und Galionsfiguren unserer Stadtbusse: die greisen Fahrweiber. Niemand weiß, woher sie kommen oder wo sie überhaupt eingestiegen sind – sie stehen immer schon da, neben dem Fahrer. Sie beugen sich zu ihm und schwatzen, als seien sie mit ihm per Du; und oftmals SIND sie's sogar. Sie sind nie schön, immer aber zwischen 50 und tot, schlecht angezogen, mit ungekämmten Haaren und Wasser in den Beinen. Sie haben große Ohren und Nasen, die gar nicht selten mit Korkwucherungen überzogen sind. Auch riechen sie häufig abgeranzt.

Ihr Platz ist neben dem Fahrer. Da bleiben sie stehen. Ob nun Leute kommen, die sich beim Einsteigen erst an ihren Rücken oder ihrem ungepflegten Fiffi vorbeischieben müssen (»Ach kiek ma, Sie mag er!«), ob der Bus hält, fährt, bremst, sich in die Kurven legt oder Pause macht: nie weichen sie von des Fahrers Seite. Wenn der Bus anfährt, stützen sie sich gekonnt auf die Einlassschwengel, damit ihre Pfunde nicht aus der Bahn geworfen werden. Schulterblick nach rechts – durch ihre meist angetönten Brillengläser – und dann fühlen sie sich als die Löwinnen der Straße.

Will so eine Busreiterin irgendwann aussteigen, weiß der Fahrer das voraus, und obwohl niemand WAGEN HÄLT gedrückt hat, wird gehalten. Die greise Wichtigtuerin darf natürlich vorn hinaus. Wer von uns dürfte das?

Lässt eine solche sich dennoch dazu herab, hinten auszusteigen, verfängt sich einer ihrer Röcke oder die Leine des Fiffis in den Klapptüren. Ich habe noch nie einen reibungslosen Abgang eines Fahrweibs beobachtet. Und ich habe schon mehr von ihnen gesehen, als meinen fünf Sinnen lieb war.

Ich arbeitete noch an diesem Text, da sagte eines Tages ein beherzter Greis während der Fahrt zu so einer Dame: »Sie dürfen dort nicht stehen bleiben! Gespräche mit dem Fahrer sind verboten.« Aber sie tat den Einwand nur durch kurzes Schütteln ihrer Fettzotteln ab. Stille. Nach einer Weile meldete sich der Greis wieder: »Wenn jetzt scharf gebremst wird,

fallen Sie ins Fahrerhaus.« Und die übelriechende Dame zu ihm: »Ach halt' die Klappe, du alter Bock!« Der Busfahrer verteidigte die Dame durch sein Schweigen.

Wer sind diese eingebildeten Brezeln? Haben sie ein Recht, dort zu stehen? Vielleicht befindet sich unter unseren Lesern der eine oder andere Busfahrer, der mir etwas auf meine Ratlosigkeit antwortet. Ich träte auch gern mit einem Fahrweib in Kontakt, um ihre Position zu diskutieren. Ein Freund meinte unlängst zu mir, diese Damen habe es bereits zu IKARUS-Bus-Zeiten gegeben und sie seien für BUSFAHRERNUTTEN gehalten worden. Aber solch eine Unaussprechlichkeit kann und will ich nicht glauben... Wer hilft?

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| VERKEHR |

## Liebe ist...

... wenn man trotzdem Bahn fährt

Von M. Gänse

5 Gründe die Deutsche Bahn AG zu mögen:

### Erstens:

Herr Schmidt, der launigste unter allen Zugansagern („Meine sehr verehrten Damen und Herren, mein verehrter Name ist Schmidt und ich bin heute ihr Zugbegleiter. Ich begrüße Sie ganz ganz herzlich hier auf der Fahrt nach Wustermark, wünsche Ihnen eine angenehme Fahrt und freue mich Sie hier an Bord begrüßen zu dürfen. Und da ist auch schon der nächste Halt, wir erreichen in diesen Minuten den Bahnhof Charlottenhof!“), ist nach Monaten schmerzlichen Vermissens wieder aufgetaucht: Auf dem Hauptbahnhof in Potsdam empfängt er nun einführende Züge („Meine Damen und Herren, wir wünschen ein herrzliches Willkommen in Potsdam Hauptbahnhof!“). Solange Herr Schmidt bei der Bahn arbeiten darf, ist noch nicht alles verloren.

### Zweitens:

Der Ansage-Knopf-Drücker vom Bahnhof Friedrichstraße. Er sitzt definitiv mehrere Kilometer von Mitte entfernt und drückt frei Schnauze die Knöpfe. Verspätungen werden frühestens fünf Minuten nach Abfahrtszeit bekannt gegeben, gern in folgender Manier: „Meine Damen und Herren! Der Zug von [PAUSE] Frankfurt [PAUSE] Oder [PAUSE] nach [PAUSE] Brandenburg [PAUSE] verzögert sich heute um [PAUSE] sssshhhhhhschh [einführende S-Bahn] Minuten.“ Während sich auf den Bahnsteigen Wahnsinn ausbreitet, sieht man die ganze lange Zeit über nicht einen uniform-bewehrten DB-Angehörigen. Die sind ja nicht blöd.

### Drittens:

Die Raucher-Areale auf den Bahnsteigen. Anfangs sozialer Randgruppentreff, hat sich das Raucherareal nun zu einem veritablen Kontaktpunkt entwickelt. Mittlerweile traut sich jeder dort zu rauchen und man kann über Verspätungen die Augen verdrehen, sich Feuer geben, dem andern den Vortritt beim Ausdrücken der Kippe lassen und einander verraten, wo man hin möchte.

### Viertens:

Die Klimaanlage in Regionalexpress-Doppeldeckern. Schweineheiß (Winter) oder arschkalt (Sommer): Dazwischen gibt es nichts. Wenn die Bahn nicht wäre, würden wir unseren Dauerschmuffler loswerden, hätten unsere Jacken immer umsonst mit und könnten keine Gänsehaut kriegenden Teenager beobachten. Außerdem gäbs nix zu meckern.

### Fünftens:

Das Deutsche-Bahn-Rätsel: Die Nächster-Halt-Ansage im RE 1. Wenn wir in Potsdam losfahren, klingt es schon bald „Tüdüütüdelüüütüdüüdülüü – Wir erreichen jetzt den Bahnhof – Berlin Wannsee.“ Dann geht es weiter, und wegen der unseligen Bauarbeiten am Bahnhof Charlottenburg halten wir dortselbst. Doch hier warnt uns keine Ansage vor. Hat die Zeit nicht gereicht, eine auf Band zu sprechen? Nein: Kaum haben wir den Bahnhof verlassen und rauschen Richtung Zoo, ertönt: „Tüdüütüdelüüütüdüüdülüü – Wir erreichen jetzt den Bahnhof – Berlin Charlottenburg.“ Und gleich darauf: „Tüdüütüdelüüütüdüüdülüü – Wir erreichen jetzt den Bahnhof – Berlin Zoologischer Garten.“ Und das ist IMMER so, nie schafft es die Ansage rechtzeitig, IMMER kommt sie nach der Station – zu spät. Touristen, Kirchentager u.a. verzweifeln.

Warum? Wie sind die Ansagen aufgenommen, drückt der Zugführer nicht bei jeder einzelnen? Offensichtlich nicht, der Fehler ist immer der gleiche, das ist kein Zufall! Die schönste Erklärung eines Freundes: Die haben eine Kilometer-Schaltel: Bei Kilometer 100 kommt Potsdam Hauptbahnhof, bei Kilometer 115 Berlin Wannsee, bei Kilometer 140 Berlin Zoologischer Garten. Nun hätte Charlottenburg Kilometer 132 sein müssen, irgendein Vermassler hat aber Kilometer 135 eingegeben. Schlamassel, für immer! Oder?

Deutsche Bahn, du unser Rätsel. Wir kriegen das raus, bis zur nächsten Nummer!

© POTZDAM 2003 – M. Gänsel

| VERKEHR |

## „Und hinten mal bitte die Türen freimachen“

Eine kleine Typologie der Busfahrer

Von Diana Stübs

Was haben wir nicht schon alles über die Deutsche Bahn geschrieben! Und auch VIP und Havelbus blieben – neuen Fahrplänen und tierischen Fahrgästen namens HEIKE sei Dank – nicht von unseren Schreibangriffen verschont. Einer war dabei immer außen vor – der hemdsärmelige und oft namenlose Held (Schon gesehen? Das Schild „Sie fahren heute mit...“ bleibt fast immer leer. Da könnte man jetzt auch mal drüber nachdenken.), der die dichtgedrängt stehenden Semesterticketnutzer, Mütter und Rentner sicher durch den Potsdamer Verkehrs-Dschungel bringt. Damit ist jetzt Schluss – es ist an der Zeit, sie alle in Schubladen zu schreiben, auf einen Nenner zu bringen, berechenbarer zu machen...

So gibt es zum Beispiel den **Don Juan**. Zugegeben: Er kommt eher selten vor, fällt dann aber immer durch seine Jugend, sein durch das hellblaue Hemd schimmerndes Brustwarzenpiercing und eine Frisur, die einer Styroporskulptur nicht ganz unähnlich ist, auf. Nicht selten steigen kompatible weibliche Exemplare dazu (auch „Kirschen“ genannt) und begrüßen ihn mit einem lässigen „Hi, mein Schatz“. Apropos grüßen: Mit einem wohlwollenden „Guten Tag“ kommt man bei ihm nicht weit – entweder schweigt er angemessen oder schiebt ebenfalls ein „Hi“ am gepiercten Lippenbändchen vorbei. Seine Fahrweise ist rasant – mit ihm erreicht man den Potsdamer Bahnhof von jedem Ort aus in

10 Minuten. Animiert wird er dabei von seinem Radio, aus dem – deutlich hörbar für alle Fahrgäste – ein Brandenburger Ballersender tönt. Getreu dem Motto „Das ist der Rhythmus, bei dem man mit muss“ sind seine Bustüren im Takt auch nur schnittige 5 Sekunden geöffnet.

Von einem ganz anderen Schlag ist der **Kumpel**. Er hilft den Omis nur allzu gerne mit ihrem Nylonbeutel und erlässt den Erstklässlern, die nur 2 Stationen fahren müssen, auch schon mal das Fahrgeld mit der Empfehlung, sich dafür ein Eis zu kaufen. Optisch macht er freilich weit weniger her als Erstgenannter: Gewisse Ähnlichkeiten mit NDR-Antje sind nicht von der Hand zu weisen. Angemessen gemütlich und ruhig wie ein Haveldampfer bringt er einen durch die Stadt und lässt seine Türen randgruppenkompatible 15 Sekunden geöffnet. Keine Frage: Er wartet auch auf jene Zuspätkommer, denen Don Juan mit zuklappenden Türen ein, zwei Gliedmaßen abtrennen würde. Außerdem kann man bei ihm endlich mal wieder Antenne Brandenburg hören. Das ist doch mal was!

Dem Kumpel optisch nicht unähnlich ist der **Disziplinierte**. Allerdings trägt er nicht nur das vorgeschriebene Hemd, sondern in aller Regel und bei jedem Wetter auch eine Krawatte. Zackig grüßt er die Fahrgäste mit einem dialektfrei hervorgebrachten „Guten Tag“, bei dem man schon mal befürchtet, dass er dabei jetzt auch gut und gerne den rechten Arm 90 Grad vom Körper wegführen könnte. Seine Türen sind korrekt bemessene 10 Sekunden geöffnet, weshalb er einen auch in exakt der Zeit zum Bahnhof bringt, die auf dem Fahrplan geschrieben steht. Wohlinformiert verlässt man den Bus – bei ihm dudelt ein Dauernachrichtensender, der höchstens mal von U2 unterbrochen wird.

Bleiben noch die weiblichen Busfahrer. Aber da der Klischees wohl nun ausreichend niedergeschrieben sind, klammert man sie für heute besser aus... Fast vergessen: Die graue Masse. An sie kann man sich schon nach dem Hinsetzen nicht mehr erinnern.

© POTZDAM 2003 – Diana Stübs

| VERKEHR |

## Mutter Courage

Der Flug verzögert sich um...

Von Siobhan Großl

Man hat ja wieder einen Job, aber wie das so ist in Berlin, flexibel wie der neue *homo oeconomicus schroederiensis* ist, pendelt man nach Westdeutschland dafür, zahlt das natürlich selbst und ist deshalb *user* der neuen Fluglinien... Also Flughafen Düsseldorf: zwei Millionen Anzugträger, sekundäres Geschlechtsmerkmal Laptoptasche und neues superduper mmswaproamingextrabusinessactive Handy am Ohr, um Schatzi mitzuteilen, dass der Deal fast in der Tasche ist und sie schon eine Flasche vom guten Roten aufmachen soll. Und ich. Jetzt gleich Boarding...

Der nette Junge am Schalter schäkert schon mit einem knackigen Anzugträger, da kommt das gefürchtete *Der Flug verzögert sich um voraussichtlich 30 Minuten... bitte verlassen Sie den Warteraum nicht...*

HA! WIR VIELFLIEGER wissen, was das heißt, 30 Minuten sind (Mindestens!) eine Stunde in *Airportspeak*. Zeit genug für drei Cognacs oder noch zwei Piccolöchen auf Spesen in der Airportbar, aber so... klebt man auf den Sitzen, wartet, könnte ja sein, dass ja vielleicht diesmal stimmt, was die blecherne Stimme verkündet hat... *30 Minuten...*

60 Minuten später, der nette Junge am Schalter schäkert nicht mehr. Die Stimmung ist nicht

so.

Endlich! Wir dürfen boarden! Wie ein Mann erheben sich, stumm und sauer, alle Anzüge und ich.

Jetzt aber flott! Runter die Treppen, rein in den Bus gequetscht und los zum Flieger! Schatzi wartet mit dem Roten... Man steht, Nase in schwitzender Achsel, Hintern an feuchtem Bauch, aber ist ja nur kurz, eine, zwei Minuten, drei... nichts passiert, also da soll doch!

Was ist passiert? Das weibliche Element, anarchisch und subversiv, ist in unser Leben getreten. Eine MUTTER! Bestimmendes Attribut: Baby, ungefähr 8 Wochen, schlafend. Alle Anzüge und ich IM Bus. Sie mit Spross im Arm DAVOR: Fetzen einer Auseinandersetzung mit dem Fahrer sind zu hören: Also sie, nein, ich, Sie, MEIN KIND, das ist zu VOLL, diese dicke Luft hier, Viren, UNGESUND, das ist UNZUMUTBAR..., anderer BUS.. sie fährt da nicht mit, nicht ihr Problem, NEIN!!!!

Und plötzlich kann ich Gedanken lesen. Die Männer um mich denken alle dasselbe: WEIBER! Deshalb sollen die daheim bleiben und nicht rumfliegen, deshalb stellen wir auch keine Tussen ein, werden eh nur schwanger und zickig, die Moslems haben recht, hinter Mauern und weg, nicht mal Auto fahren sollten die dürfen... Schändlicherweise ertappe ich mich bei ähnlichen Gedanken... Alice Schwarzer VERZEIH!

Unendlich lange später, der Fahrer hat aufgegeben und kutschiert uns zum Flugzeug. Die MUTTER ist jetzt in Händen des spezial *Emergency Teams*.

Stumm verteilen wir uns in unsere Sitze, sehr ruhig, sehr gespannt, sehr sauer alle, denn wir wissen, DAS WAR NOCH NICHT ALLES! Alles sitzt und wartet. Nichts passiert. Der nette Flugbegleiter schwitzt und lächelt. Wir warten. Sein Funkgerät krackelt. Er schwitzt noch mehr und lächelt. Ein Wägelchen am Horizont. Es kommt näher. Die Mutter und ihr Balg an Bord. HASS.

Erdenmutter, gepriesene Gaia, Ihre Hoheit MATER erklimmt die Treppe: Baby, arglos, sorglos, schlafend auf dem Arm. Mutter Courage durchschreitet den Gang, Mörderblicke prallen ab am Gebäckkörper, den Milchbrüsten, der Sicherheit das Richtige getan zu haben, sie würde auch durch Minenfelder laufen, Steine wälzen, Feuer durchschreiten, um die Frucht ihrer Lenden SICHER ans Ziel zu bringen.

Wir heben ab. Es ist sehr still. Wir fliegen. Es ist sehr sehr still. Wir kommen an. Es ist sehr still. Wir steigen aus. MUTTER vor mir. Baby an Schulter. Es kotzt. Wie schön!

© POTZDAM 2003 – Siobhan Gröitl

## Ein Euro, eine Rose, ein Carpendale

Stadtfest in Guben

Von M. Gänsel

Nacht zieht auf in der ostdeutschen Provinz. Noch bebt die Stadt, heiß werfen die Häuser die Luft des Tages zurück. Da gab es hier Tangas für einen Euro („Tanga Tanga TANNNGAAAAA, Euro Euro EUUUUUROOOOO“ brüllte der Verticker), zwei Herren-Oberhemden für fünf. Da gab es lustige Kopfbedeckungen, fettig zuckrige Quarktaschen und deutsch-polnische Vereinigungen. Eine Modenschau auf der Grenzbrücke zeigt Hochzeitskleider, vorgeführt von Polinnen, die noch lange nicht heiraten werden. Das Publikum ist freundlich, ohne zu johlen. Die Leute leben am Rand hier, und sie wissen das.

Die Tangas gehen weg wie nix, die Damentäschchen für vier Euro sind ebenfalls ein Renner. Laut stampft die Karussell-Musik, dicke Menschen essen Bratwürste, Kinder rennen ihren Tweety-Helium-Ballons hinterher. Die oberen Einhundert der Stadt trinken Piccolo und Latte Macchiato, sie lachen und tragen weiße Anziehsachen oder Schlips. Aber nachts sind alle gleich. Denn dann kommt Howard.

Mr. Carpendale gibt ein Sonderkonzert in Guben (Neiße). Vor seiner (letzten!) Tournee schwingt er sich hier auf die Bühne. Es sind nicht alle gekommen (Eintritt: 23,00 Euro), aber alle haben Spaß. Auch wenn die Stadt, die für den Preis verantwortlich zeichnet, die Bühne so gestellt hat, dass sie durch den Drahtzaun nicht einsehbar ist. Als ein paar findige Bürger den Einlassern kopierte Eintrittskarten unterzuschummeln versuchen, flutschen wir durch und sind (Eintritt: 0,00 Euro) eine halbe Stunde vor Ende des Konzerts drin. Der Bürgermeister winkt uns zu – wir winken euphorisch zurück. Howie! Und wir! „Geh doch“, „Alice“, „Ruf mich an“ – wir klatschen mit erhobenen Händen, um uns verstocktes Klemmipublikum (Minderheit) und frenetisch mitsingende Fans (300 verkaufte Karten). Wunderbar.

Howie trägt modische Lederhosen über langen dünnen Beinen und hat oben etwas an, bei dem man auf jeden Fall den Kragen aufstellen kann. Sein Haar wedelt blond angegraut – der Kerl ist nett und sympathisch. Großteile seiner Band sind es nicht – dies scheint ein billig zusammengekaufter Haufen Amateure zu sein, die höchstens dreimal geprobt haben. Sonderkonzert, Sonderfälle – DIESE Band nimmt er nicht mit auf Tournee. Als Howie den Schlagzeuger vorstellt und das Publikum verhalten klatscht (Zu oft hat es sich dem aus dem Takt Gekommenen mit ein zwei Extra-Tanzschritten anpassen müssen.), nuschelt Howie: „Isch dachte isch stell disch mal vor, wo du disch geuade so schehn verspielt hast.“ Einmal muss ein weißhaariger Mensch in grauem Schick-Anzug auf die Bühne kommen, um dem Drummer und noch ein paar anderen Pappnasen den Takt (!) zu dirigieren. Der Background besteht aus Jungs in Spielhosen, die den Text schlechter kennen als das Publikum. Einer der größten Fans ist leider schwarz und wird also nicht nach vorn, näher an sein Idol, gelassen: Unter fadenscheinigen Begründungen („Der is so groß, da seh ich ja nichts mehr!“) lassen die Gubener raus, was man ihnen eh unterstellt. Leider hört man die Geschichte erst später – Nazikloppen beim Carpendale-Konzert: Wunderbar. Weichgespült gehen alle nach Hause – schön war’s. Dunkel ist die Nacht und laut, der Rummel macht noch lange weiter. Am nächsten Morgen wird eine Norma-Filiale eröffnet, ab halb acht warten die Leute, ab zehn gibt es eine Hüpfburg und fröhliche Musike – Kindertag ist auch noch. Die Menschen finden Sonderangebote, die in den großen Körben reichlich Platz haben. Viel wird nicht gekauft. Aber jeder nimmt die Rose, die es am Eingang zur Begrüßung gibt.

© POTZDAM 2003 – M. Gänsel

## Endlich wieder Heimatkunde!

Heute: Guben

Von Mathias Deinert

„Wo genau kommst du eigentlich her?“

„Aus Guben.“

„Woher?“

„Aus Guben.“

„Wie? Aus Koblenz?“

„Nein, aus Guben. Das liegt im Osten.“

„Ich hab's noch nicht verstanden. Aus Göbeln?“

„Nein nein, Guben. Das liegt im östlichsten Osten. An der polnischen Grenze.“

„Du kommst aus Polen?“

„Nein, ich sagte: Guben an der polnischen Grenze. Die Grenze teilt die Stadt in einen polnischen und einen deutschen Teil.“

„Kenn' die Stadt nicht.“

„Oder-Neiße-Friedensgrenze nie gehört?“

„Nein.“

„Guben liegt zwischen Frankfurt/Oder und Cottbus.“

„Ah... also ich muss gestehen, ich kenn mich im Osten kaum aus, um nicht zu sagen: gar nicht.“

„Hmm, merk' schon. Also, Guben und Cottbus liegen bei Berlin.“

„Ach sooo...! Hört man dir aber gar nicht an.“



## Wohltätige Zaide

Eine Benefiz-Oper im Schloss Gödöllö

Von Marco Schicker

Wenn die Deutsche Bühne Ungarn (DBU) ein Singspiel im Hof des Schlosses Gödöllö aufführt, schließt sie damit an eine Tradition an, die fast 300 Jahre zurück reicht. Damals zogen die ersten fahrenden Schauspiel- und Sängertuppen regelmäßig durch ungarische Lande. Fröhliche Haufen Mimen, Possen reißende Gesellen, Dorfpoeten aus aller Herren Länder nebst Kindern und Kegeln machten „stagione“ gern auch an Hfen, auf hohe Gagen hoffend. Am bekanntesten, dann schon seriöser, wurden später hier die Tuppen des Grafen Erddy und die Osteuropa-Abteilung des Emanuel Schikaneder.

Neulich nun führte das Szekszrder Deutsche Theater, unter der stets bemühten Leitung seiner Direktorin Zsuzsa Dvid, Mozarts „Zaide“ auf, das Gesellenstück eines 22jhrigen, das sich Liebhabern auch als Meisterwerk erschließt. Die DBU fügt ihrem, für ihre bescheidenen finanziellen Möglichkeiten sehr reichen Programm, eine weiteres Stück - eine Kammeroper - hinzu und macht uns somit die Freude, ein nicht so häufig gespieltes deutsches Singspiel mitten in Ungarn gut aufgeführt zu sehen.

Wie die Stagiones in früheren Tagen, kam man auch heute mit zwei Handvoll Musikern (aus Pcs) und einer wilden Mischung von älteren und jungen, mittleren und kleinen Sängern und einer sehr gut besetzten Hauptrolle aus und inszenierte das Serail-Stück recht angenehm, hart geprobt - das war zu merken - am Ende gar verspielt-humorvoll im Hof des „ehemaligen Schlosses unserer Königin“ auf, wie die Gattin des sterreichischen Botschafters und Organisatorin des Wohlttigkeits-Abends, Frau Birbaum, einleitend verriet. Nun ist das Schloss hier zum Glück nicht ehemalig, dafür wäre aber die Königin eine ehemalige zu nennen, wenn sie nicht der Gastgeberin ihre Kaiserin gewesen wäre, hätte diese wiederum nicht das Pech gehabt, sie um rund einhundert Jahre zu verpassen und ausgerechnet in eine Zeit hineingeboren zu sein, in der sich das aufmerksame Ohr eines dreisten Redakteurs mit unkontrollierbarer Pressefreiheit verbündet. So steht es nun geschrieben. Ach, bitte gebt den Österreichern doch wenigstens einen kleinen König zurück, einen fürs Gemüt. Es ist so traurig, sie darben zu sehn. Wie nutzlos sind doch all die schönen Titel, wenn man sie nur im Erblande tragen darf.

Eine große Menge von Exzellenzen, Geschäftsleuten und Von´s hatte Frau Birbaum versammelt. Wohlwollende Damen und Herren, die den Erlös des aufwendig organisierten Abends einem guten Zwecke zuführen wollten, nämlich dem Rehabilitationszentrum in Koronc-Zldmajor bei Gyr, dass sich vor allem sozialintegrative Maßnahmen für Kinder zur Aufgabe gemacht hat und sicher jeden hier erspielten (denn die Künstler verzichteten auch auf ihre Gagen!) Forint nutzbringend einsetzen wird. Es waren zu viele der berechtigten Dankeschns im Secco-Rezitativ der Gastgeberin, als dass man sie hier wiedergeben könnte und wichtig allein ist am Ende das Ergebnis für die Kinder. Frau Birbaum hat sich schon des fteren wohltuend wohltätig eingemischt („seit ich mit meinem Mann hier akkreditiert wurde“ – es ist ein Kreuz mit den Etiketten...). Und wir wünschen den Bedürftigen des Landes, dass auch andere Exzellenzen häufiger und ebenso einfallsreich darin vorgehen mögen.

Übrigens gilt Musik und Spiel auch als ein wunderbares Instrument zur sozialen Integration von Kindern, auch schwierigen, wie der Autor aus eigener Erfahrung weit. Warum also sollte diese gute Initiative nicht auch einmal weitergedacht werden, und zu den sich höflich über die Zeit schlummernden Exzellenzen würde sich eine tolle Kinderschar gesellen, die so

ein Theater, gar ein solches Schloss *ihrer ehemaligen* Königin noch nie gesehen hat. Das wäre ein Vergnügen, die Geldscheine der Geladenen würden gleich noch mal so reichlich flattern und die fleißige Einstudierung der DBU würde sich dann noch mehr lohnen, genauso übrigens, wie das Üben einer Rede.

Der Text erschien im PESTER LLOYD, die deutschsprachige Zeitung Ungarns, Nr. 23 vom 6. Juni 2003.  
Spielplaninformationen DBU: [www.deutschebuehne.hu](http://www.deutschebuehne.hu)

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

| ÜBERLAND |

## Was haben sie, was wir nicht haben?

Postolympische Neidereien

Von P. Brückner

Seit April ist es amtlich. In einem Verfahren, das der Auswahl des deutschen Vertreters für den Grand Prix nicht unähnlich war, ist Leipzig zum deutschen Olympiakandidaten 2012 gekürt worden. Nicht, dass ich Lou mit der sächsischen Messemetropole vergleichen wollte... zumal nicht bekannt ist, ob Ralf Siegel ein gutes Wort für die Stadt eingelegt hat.

Aber gedenken wir der doch längeren Spanne von neun Jahren, die vergehen werden, bis aus der Theorie vielleicht bunt schillernde sportliche Praxis wird... und Sachsen ist nun mal nicht Preußen. Also könnte die Sache für uns vom Tisch sein, bis wir in acht Jahren langsam anfangen würden Karten für die Leichtathletik oder vielleicht für das olympische Tennisturnier zu kaufen, um zu erleben, wie ein greiser Tommy Haas versucht, nun doch einmal einen großen Titel zu gewinnen. Wir könnten uns an sportlichen Erfolgen freuen und vor allem daran, dass dies ganze Spektakel NICHT in Berlin stattfindet. Man erinnere sich: Es ist erst wenige Tage her, da haben drei handvoll ökumenische Christen die Berliner an den Rand des Nervenzusammenbruchs gebracht. Wie will die Stadt da Millionen von Olympioniken und Zuschauern ertragen? Also Glückwunsch Leipzig: Wir beneiden euch nicht.

Hier könnte man enden, hätte nicht das bekannte 2. Stadtmagazin (TIP 09/03) gleich nach der Entscheidung für Leipzig einen Artikel gedruckt, in dessen Überschrift schon die Frage formuliert wurde: „Warum Berlin doch gewonnen hat?“ „Das kleine Städtchen Leipzig“ soll also, so überlegt das Großstadtblatt TIP völlig wertungsfrei, mit Metropolen wie Rio, New York, Madrid, London und so weiter „auf einem Treppchen stehen!“ Dass der Finger des TIP-Redakteurs hier mit Absicht am Fragezeichen vorbei geschrammt ist, ist klar. Die Eloquenz verlangt das scheinheilige Herantasten an die Frage: „Leipzig – eine Weltmetropole?“

Sicherlich ist Leipzig das nicht, aber ist es klug, den Sachsen den Bau und Besitz eines Großflughafens vorzuwerfen? Wahrscheinlich ist es für einen Tip-Redakteur schwer zu verstehen, dass die Flughäfen in den meisten Großstädten außerhalb der Stadt liegen... Und sicher hätte eben jener sich schon über lange Bustransfers zum eigentlichen Ziel seiner Reise geärgert, wenn er sie bloß schon einmal unternommen hätte. Und war es nicht eben die Begehrlichkeit nach solch einem Aushängeschild, die dafür gesorgt hat, dass Leipzig bald mehr Theater, Opern und Universitäten haben könnte als Berlin...

Nach soviel Flughafenkrittellei sind die folgenden Beifallsbekundungen des TIP nichts weiter als der Versuch Sand im Auge des Lesers zu platzieren. Wowereit fand es toll, war aber bei

der Verkündung nicht am Ort des Geschehens, denn: „Es war so besprochen.“ Ist das Häme? Etwa, weil die Leipziger das Wahlergebnis ohne den Berliner OB entgegennehmen mussten und ihre Freude über den Sieg dadurch gänzlich geschmälert wurde? Das scheint zumindest die Hoffnung des TIP.

Wohl nicht die einzige. „Berlin hat viele Hotels der Spitzenklasse“ und internationale Spitzensportler werden ja wohl nicht in Jugendherbergen nächtigen wollen, die es zwar reichlich aber auch als einzige Wohnmöglichkeit in der sächsischen Kleinstadt gebe. Sollten aber doch einige das jämmerlich heruntergekommene Marriot oder das gänzlich verwehrte Interconti dem Betonklotz Hyatt vorziehen, dann hofft der TIP auf tatkräftige Unterstützung durch alle ostdeutschen Skinheads. Magdeburg, Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen sind für den TIP Fanal genug, sich schon im Vorfeld über die Sicherheit der Olympiateilnehmer zu sorgen.

Klar wünscht sich nicht nur Gabi Zimmer Spiele „mit der Möglichkeit vieler multikultureller Kontakte.“ Aber das ist nicht nur „gedankenfrei“ sondern ganz und gar kein Lokalpatriotismus. Berlin hat sich nicht einmal gegen Sydney durchsetzen können. Da darf Leipzig dann erst recht keine Chance haben. Und wenn doch, dann sollen wenigstens brandschatzende Horden alle Ausländer nach Berlin treiben. Jawohl. So käme Berlin dann gewissermaßen durch die Hintertür doch noch an die wohlverdiente Olympiade.

Schlau ausgedacht – falls Berlin bis dahin noch nicht zwangsversteigert worden ist.

© POTSDAM)2003 – P. Brückner

| GEKAUFT! |

## The same procedure...

Wieder nix im *Doreamus*

Von M. Gänsel

Da müssen wir nun leider wirklich endgültig „nein“ sagen: Weil wir die Schlappe vom letzten Jahr vergessen hatten, schlugen wir am Abend des Herrentags mal wieder bei euch auf, der Blick über Potsdam ist ja wirklich schön und es gab sogar noch einen freien Tisch. Durch den bohrte sich allerdings ein Sonnenschirm, unaufgeklappt, was die Konversation (wir waren ja nicht nur zu zweit) etwas schwierig machte. Als die Kellnerin kam, baten wir nach einseitigem „Guten Tag“ um Aufklappung. Ohne jede Einleitung ramenterte sie los: „Also wir wolln hier heute auch noch mal raus kommen, um elf is eh Schluss!“ Es war 21.15 Uhr. „Na, das sind ja noch anderthalb Stunden“, riefen wir vergnügt. Sie griff zum Sonnenschirm („Den hat der Chef zugemacht!!!“) und kurbelte ihn ohne Rücksicht auf uns ins Gesicht schlagende Stoffetzen auf („Bitte sehr, der Kunde ist König!“). Abgang stocksauer. Die Karten kommen, dazu die leirige Auskunft, was alles nicht mehr ist. Wir hocken gackerig, aber vollkommen gewaltfrei da und bestellen brav. Als das Wasserfläschchen beim knalligen Servieren umkippt (Wir verhindern das ganz große Desaster, schweigen betroffen und gucken unschuldig.), stöhnt sie: „Na nun GEBEN Sie schon her die Flasche, ich HOL Ihnen ne neue, na klar doch...“ Für die Wasserlache bekommen wir auf Nachfrage selbstverständlich eine Serviette, die jedoch mutlos einfach hingeworfen wird – von Wegwischen kann keine Rede sein. Hier ist mal wieder umfassend der Wurm drin, aber als sich der Nebentisch grinsend als MAZ-Journalisten auf Recherchetour zu erkennen gibt, sind wir fast beruhigt. Der andere Nebentisch beherbergt Touristen, die „nun DOCH noch n Platz bekommen, sehn Sel!“ Die Touris sind glücklich und beschweren sich ein bisschen, weil ja unten wenig Werbung und sie nur durch Zufall... „JA TUT MIR LEID, ICH hab keine Beziehungen zum

Oberbürgermeister, ICH hab KEINE Schmiergelder!“ Doreen, der wir eine Hälfte des Restaurantnamens verdanken, verdreht die Augen und beleidigt die Touristen, die das wahrscheinlich für ostdeutschen Charme halten, munter und launig noch ein paar weitere Male. Als wir auf die erste Nachfrage keine weitere Bestellung ordern (Es ist 22.15 Uhr), wird umgehend eine dritte Kellnerin geschickt und fragt erneut, ob wir noch etwas wünschen. Da dies eine freundliche, nette, eine KELLNERIN ist, verlangen wir ebenso nett die Rechnung. Die sie uns selbstverständlich auch bringt, sie wird regelrecht vorgeschickt, weil sich Doreen und auch der Schirmdrachen sicher sein können, nicht ohne einen Satz davonzukommen. Nun sind es dreißig Sätze geworden. Siehste, Doreamus.

© POTSDAM 2003 – M. Gänse!

| GEKAUFT! |

## Bis der Tod Euch scheidet

Die GEWOBA-Serie

Von Andreas Kellner

„Halt, warten Sie! Warten Sie!!“ Es ist Frau L., die mich ruft. Gerade bin ich auf dem Weg zur Kaufhalle und wundere mich bei derartiger Eindringlichkeit schon, warum sie mich nicht gleich vom Fahrrad gerissen hat.

„Haben Sie schon gesehen?“, fragt sie. Im Nachbarhaus ist nämlich eine Wohnung frei geworden. „Ich möchte nicht, dass Sie in einen anderen Rayon ziehen müssen, wenn die GEWOBA unser Haus räumt. Bevor Sie in den Schlaatz müssen, nehmen Sie doch diese Wohnung!“ Ich weiß bereits davon. Inzwischen war die GEWOBA im Haus ja auch wirklich schon bei jedem hausieren, ob er nicht dahin umziehen möchte. Sie ist sogar zehn Quadratmeter größer als die eigene Wohnung. Und kostet nur 100 Euro mehr Miete.

Auch Frau L. behagt der Gedanke nicht, dass sie bald umziehen soll. Das Schicksal hat sie in diesen Aufgang führen können, weil sie gerade spazieren war, als die Nazis damals ihre komplette Familie daheim abholten. Dass die Kratzereien im Fahrstuhl („Juden raus“) ein Hinweis der GEWOBA an sie sein könnten, endlich auszuziehen, ist eher unwahrscheinlich. Frau L. kann ohnehin nicht mehr so gut sehen. Außerdem geht die GEWOBA subtiler vor. Bei ihr heißt es „Wer jetzt nicht auszieht, bekommt später keine gute Wohnung mehr!“ Inzwischen gibt es viele Versionen, was aus dem Aufgang nach seiner Räumung werden soll und wann dies geschehen solle. Alle Gerüchte, welche die Mieter verunsichern sollen, werden hier noch eigenhändig von der GEWOBA gestreut. Übliche Entmietungsmethoden wie Ungeziefer, gelegentlicher Ausfall der Wasserversorgung oder unmögliche Nachbarn würden hier ja auch kaum noch Wirkung zeigen.

Verlangt man aber eine schriftliche Bestätigung, dass man nicht zum Spaß umziehen will, wird es still bei der GEWOBA. Keine Beantwortung der Briefe, Faxe und E-Mails, dafür beharrliche Ignoranz. Nicht mal mehr das Mietermagazin, in dem sich gelegentlich Indizien zur eigenen Mietsache finden, war im Briefkasten, sodass ich dann doch noch mal zur GEWOBA-Geschäftsstelle fahren musste. Hier zeigte man sich überrascht: „Was denn, das *Mietermagazin* ist nicht angekommen? Wo wohnen Sie denn?!? – In der Albert-Klink-Straße?? Etwa in der 6a?! Sollen wir gleich mal nach einer neuen Wohnung sehen?“

Inzwischen kommt in mir ein Verdacht auf: Vielleicht will ja die GEWOBA gar nicht so konkret werden? Umgehend wird meine Vermutung von der Potsdamer Stadtverwaltung bestätigt: „Ja, von diesem Aufgang haben wir schon gehört. Auf eine offizielle Mitteilung der

GEWOBA brauchen Sie aber nicht warten...“

Es ist schon erstaunlich, zu sehen, dass wirklich jeder mehr über die Zukunft dieses Aufgangs weiß als die Mieter selbst. - Wenn es sich doch für die gegenwärtigen Zustände im Haus unter den GEWOBA-Mitarbeitern ebenso verhielte: „Was denn, Sie wohnen in einer 24qm-Wohnung? So etwas gibt es doch gar nicht mehr!“ - Oh doch, bei Ihnen in der GEWOBA...

Doch - so ist zu schließen - wenn die GEWOBA nicht mehr als ein paar Geschichten auf Lager hat, kann ihr das mit der Entmietung noch nicht so ernst sein. Entsprechend habe ich mein Wohnungsgesuch unbefristet zurückgezogen, bis ich konkrete Informationen bekomme. Bis dahin schützt mich ja die gesetzliche Kündigungsfrist.

Herr E.\* (hier ein Link zu PotZdam Mai) will so lange nicht mehr warten und das Haus bald verlassen. Ein Grund weniger für mich, auszuziehen.

Nur Frau L. wird hier im Haus nicht mehr viel von E.s Weggang haben, da auch ihr Umzugstermin näher rückt. Glücklicherweise ist sie darüber nicht. Alte Bäume verpflanzt man eben nicht. „Aber es kann ja sein, dass ich, wenn es soweit ist, gar keine neue Wohnung mehr brauche. Vielleicht,“ sagt sie schmunzelnd „bin ich bis dahin ja schon tot.“



Sieh´ mal einer an, da wird ´ne Wohnung frei!

© POTZDAM 2003 – Text & Foto – Andreas Kellner

## Dieser Text bringt Ihnen Glück

Die Mutter aller Kettenbriefe

Von ThiloS.

Dies ist natürlich keine Fälschung, sondern funktioniert tatsächlich.

Diesen Kettenbrief hat sich entweder ein unterbeschäftigter Sozialhilfeempfänger mit eigenem Rechner oder ein kompletter Vollidiot im Suff oder ein Religionsstifter auf Acid im Jahre 1873 ausgedacht, und er soll Dir Glück bringen – Dir und der Telekom.

Weder die Jungfrau Maria, noch der Dalai Lama, schon gar nicht der Papst oder Bill Gates, keinesfalls Mohammed oder Buddha, ja nicht einmal Michael Jackson oder George Dabbelju Bush haben etwas mit diesem Brief zu tun. Nur wir beide, Du und ich – wenigstens vorerst.

Dieser Brief ging noch nicht ein einziges Mal um die Welt, geschweige denn hat er irgendwelche relevanten Inhalte. Er ist nur für Hirnis wie Dich gedacht, die glauben, jeden Mist übers Web verschicken zu müssen, weil ihnen langweilig ist oder weil sie Schiss haben, dass sie ein schlimmes Unglück trifft, wenn sie nicht genau das machen, was man ihnen sagt.

Deswegen unterbrich nicht die Kette dieses Glücksbriefes und schicke ihn an zehn Leute, die überhaupt noch mit Dir reden, der Rest hasst Dich sowieso, weil Du ihn mit uninteressanten, nörgeligen und leicht drohenden Kettenbriefen von ominösen Endzeitpropheten und Vorstadtgurus bombardierst. Wenn Du tust, was man Dir sagt, wirst Du Glück haben, ansonsten komme ich persönlich vorbei und hau Dir das Fell voll. Ich weiß, wo Deine Kinder spielen.

Klaus-Peter B. aus Hamburg ließ diesen Brief unbeachtet liegen. Kurze Zeit später hatte er einen Wasserrohrbruch und stand knöcheltief in der Scheiße. Er verschickte diesen Brief und kurze Zeit später fand er einen Handwerker, der seinen Schaden reparierte – und anschließend das Klo.

Berta W. aus Königs Wusterhausen kümmerte sich nicht um diese E-Mail. Noch am gleichen Tag kotzte ihr der Hund in die Wohnung, ihr Mann ging fremd und ihre Mutter bekam einen juckenden Hautausschlag. Sie schickte diesen Brief weiter und der Hund starb, der Mann ließ sich scheiden und ihre Mutter besuchte einen Hautarzt.

Peter S. aus Three Pines, Arizona, lächelte über diesen Brief. Kurze Zeit später wurde seine Farm von entmenschten Indianern überfallen, seine Frau von den Rothäuten geschändet und sein Haus niedergebrannt oder umgekehrt. Er schickte schnell den Brief los und kurz darauf machte die 7. Kavallerie mit den Wilden kurzen Prozess. Klar, die hatten ja keinen Kettenbrief. Dumm gelaufen.

Herbert K. aus Bielefeld schickte diesen Brief weiter und hatte großes Glück – sein Selbstmordversuch durch Erhängen wurde bemerkt und er wurde rechtzeitig abgeschnitten und verbringt nun den Rest seines Lebens in der neurologischen Klinik in Walsrode.

Emma F. aus Grevenbroich verschickte diesen Brief gleich zwanzigmal, bevor sie merkte, dass sie überhaupt keinen Rechner hat. Schon kurze Zeit später bekam sie einen ausrangierten 386er für fast für umsonst von ihrem Sohn, der sich ein megageiles Turboteil kaufte und nervte fortan ihre Bekannten mit Kettenbriefen, selbst wenn diese keine Computer besaßen.

Deswegen ist es völlig scheißegal, was Du machst, druck diesen Brief aus, schütte Öl drauf und trample darauf rum, verschick ihn an zehn Feinde oder koche ihn mit ein wenig Reis und einer Prise Salz. Du kannst ihn auch 836 mal drucken und Dein Gästeklo damit tapezieren, völlig Jacke wie Hose - oder dieser Brief vernichtet sich in 5 Minuten selbst, spätestens dann, wenn Du auf "delete" drückst. Hast Du das verstanden, Du Gehirnpflaume? Dann mach hinne!

© POTZDAM 2003 – ThiloS.

| GEKAUFT! |

### ... as every year

Ein Jahr Krongut: Der Kombi is immer Schuld

Von Markus Wicke

Wir hatten versprochen wiederzukommen, nachdem wir vor einem knappen Jahr den Krongut-Bedienkraft-Service im Einzugsbereich des dortigen Braulokals in Grund und Boden schrieben. Wir kamen wieder – und alles ward noch schrecklicher, doch der Reihe nach.

Uns gelüstete am Ende eines harten Tagwerks nach einem kleinen aber feinen Essen, draußen natürlich und in netter Atmosphäre. Wir wählten die Freiluftterrasse des Kronguts und hätten schon beim Anblick des nur allzu bekannten chronisch überforderten Kellners aus dem letzten Jahr umkehren sollen, sahen dann aber erleichtert, dass sich ein anderer, wohlgestalter und jüngerer Mitarbeiter als der dem unsrigen Bedienbereich zugeteilte Kellner erwies. Flink orderte mein Gegenüber ein Senfsüppchen als Entrée und hernach eine Folienkartoffel, man selbst bestellte hungrigst Salat, was eiligst mit einem brandenburgischen „Also ne Sünfonie“ quitiert wurde (Im Krongut heißt bekömmliches Blattgrün nämlich nicht einfach Salat, sondern dreimal geschwurbelt „Sinfonie von Blattsalaten“).

Kaum war die Bestellung aufgeben, wurde der junge Speisenbote an den mit aufgetakelten Blondinen mittleren Alters besetzten Nachbartisch gerufen: „Kommt denn unser Essen nun mal bald? Wir warten seit einer Stunde!“ Spätestens jetzt hätte man gehen müssen, wäre nicht innerhalb von 10 Minuten das Senfsüppchen kredenzt worden. Der blondierte Nachbartisch – immer noch speisenlos – guckte verblüfft. Die Suppe meines Gegenübers ward verspeist, die Folienkartoffel für ihn kam, ich selbst labte mich immer noch am alten Beilagenbrot; offenbar dauerte die Komposition der Sinfonie dann doch etwas länger.

Mein Speisengenosse aß schließlich die letzten Happen der Backkartoffel und mir wurde es zu bunt, ich verlangte die Rechnung. Arglos nahm der Kellner den Wunsch an, kam dann aber doch leicht bedröppert dreinblickend mit dem Bon an unseren Tisch. „Ick muss da mal wat fragen, iss der Salat nich jekommen?“ Wortloses Nicken meinerseits „Mann, da müssense doch ma wat sagen, die Speisen bringen hier die Kombis raus, ick krieg det doch nich mit, ick dachte, Sie sajen ma watt!“

Beleidigter Abzug des Kellners zur Rechnungskorrektur. Immerhin dann doch noch der Versuch einer versöhnlichen Geste: Na, da muss ick misch wohl entschuldjen, aber die Kombis... und ick dachte, Sie sagen mal wat...“

Hungrig und genervt zog ich von dannen – mit einer Erkenntnis mehr: Nie wieder Krongut! Und einer Frage: Was sind Kombis? Wir erbitten Aufklärung!

© POTZDAM 2003 – Markus Wicke

## | STÄNDIGE AUTOREN |

### Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

### M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

### Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

### P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

### Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

### Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

### Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

### Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

### ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr von Thilo unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

### Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

### Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

### Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

## | REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

## KONTAKT |

[redaktion@potzdam.de](mailto:redaktion@potzdam.de)